

Einleitung

EVA GEULEN UND CLAUDE HAAS

Kulturgeschichtlich, ästhetisch und politisch brisant sind herkömmliche Imaginationen von Ganzheit oft gerade dort, wo das Verhältnis des Ganzen zu seinen Teilen zur Verhandlung steht. In der Regel werden die Teile dem Ganzen untergeordnet, und das Ganze wird im Gegenzug als über- oder suprasummativ aufgefasst. Es soll »mehr« sein als »die Summe seiner Teile«, so lautet die bekannte Formel des Aristoteles. Diese Grundidee lässt mindestens zwei kausale wie temporale Spielarten zu. Das Ganze kann den Teilen vorangehen, es kann auf die Teile aber auch folgen oder aus ihnen resultieren, ohne seine Vorrangstellung einzubüßen. Aus diesem Grund wurde dem Ganzen oft vorgeworfen, das Partikulare zu absorbieren.

Die Ganzheitskritik insbesondere der Frankfurter Schule, gipfelnd in Adornos viel zitiierter Hegel-Umkehrung »Das Ganze ist das Unwahre«, setzte hier an. Dass Adorno am Begriff der Totalität trotz dieser Kritik durchaus festhielt, wurde dabei oft übersehen. Demgegenüber fällt auf, dass emphatische Verabschiedungen des Ganzen bei aller anhaltenden Sympathie für das Partikulare in den letzten Jahren an Überzeugungskraft eingebüßt haben. Selbst Plädoyers für Diversität oder neuere soziologische Bestandsaufnahmen von Individualität oder ›Singularität‹ hoffen kaum noch undifferenziert auf ein das Ganze destabilisierendes oder subvertierendes Potential der Teile, sondern konstatieren aus unterschiedlichen Perspektiven eher eine »Krise des Allgemeinen« (Andreas Reckwitz).

Eine flächendeckende ideologiekritische Totalitätsskepsis scheint nicht länger an der Tagesordnung. Das kann freilich nicht heißen, dass das (eine) Ganze samt seinen Ideologemen und problematischen Assoziationen schlicht rehabilitiert werden dürfte oder könnte. Dafür sind die Imaginationen des Ganzen, seine Formen, Figuren und Modelle längst zu vielfältig und komplex geworden. Das betrifft auch und gerade Arten der Relation des Ganzen zu seinen Teilen. So lassen neuere Entwicklungen etwa der Künstlichen Intelligenz, wie Hannes Bajohr im Zusammenhang mit dem Gestaltbegriff (vgl. Teil I) gezeigt hat, verlässliche Unterscheidungen zwischen Holismus und Atomismus nicht mehr zu.

Aber auch unter historischem Gesichtspunkt erweist sich die Vorstellung eines hierarchisch organisierten Ganzen keineswegs als so alternativlos, wie man auf den ersten Blick annehmen könnte. Schon auf politischer Ebene stellt sich die Idee eines Ganzen, das sich stabil über seine Teile konstituiert, oft als ein genuin modernes Produkt heraus. Diese Idee setzt Schließungen, Grenzziehungen und Differenzlogiken voraus, die historisch wie kulturell variabel sind. Nicht zur Feier einer Entfesselung ehemals unterdrückter Teile wird diese Variabilität heute vornehmlich betont, vielmehr gerät eine Mobilität des Ganzen, seiner Teile und ihrer Relationalität in den Blick.

Die Vorstellung eines relational organisierten Ganzen nimmt BRUNO LATOUR zum Ausgang für eine grundlegende Kritik der modernen Imaginationen des Staates und seiner Grenzen. Diese Imaginationen beruhen auf einer fragwürdigen Konzeption des Ganzen, die fatale Folgen für die Bekämpfung des Klimawandels wie für eine adäquate Einschätzung der Migration zeitige. Es seien althergebrachte, an die Natur und den Organismus angelehnte Vorstellungen von Ganzheit und Teil, die eine Affirmation des sogenannten Staatskörpers oder auch die einer ökonomischen Marktlogik bis heute irrtümlich als unumgänglich erscheinen ließen. Gleichnisse wie das eines die Gliedmaßen ernährenden Bauches aus Shakespeares *Coriolan* oder Mandevilles bekannte *Bienenfabel* suggerierten, dass jedes Gemeinwesen sich von innen aus Teilen zusammensetzen und sich nach außen klar abgrenzen müsse. Tatsächlich aber seien Innen und Außen als fundamental durchlässige Phänomene zu begreifen. Die Idee eines solide gestuften Ganzen müsse ersetzt werden durch die Idee pluraler Ganzheiten, die aus ständig sich überlappenden und immer nur provisorisch verbundenen Elementen bestünden. Latour ist es folglich nicht um eine Diskreditierung, sondern um eine Neukonzeption sowohl des Ganzen als auch der Relationalität zu tun. Das hat massive Konsequenzen für deren Formgebung. Um der Komplexität politischer Strukturen und aktuellen Problemlagen begegnen zu können, müssten Ganzheiten als Netzwerke und nicht mehr als aus Teilen bestehende Körper vorgestellt werden.

Als ein prominentes philosophiegeschichtliches Vorbild der eigenen *actor-network theory* dient bereits Latour die Leibniz'sche Monadologie. Diesen Gedanken greift MICHAEL CUNTZ in systematischer Absicht auf. Zwar gehe es auch der Monadologie zunächst um die Organisation der Relationen zwischen Teilen und Ganzem. Allerdings trage Leibniz als »Denker des Fluiden« in diese Organisation keineswegs die heute selbstverständlich anmutenden Implikationen und Hierarchien ein. Moderne Dualismen und Binarismen, etwa der zwischen Natur und Kultur, besäßen für Leibniz noch keine Gültigkeit. Die Monaden selbst seien zudem als geschlossen und offen zugleich konzipiert. Jede Monade enthalte die Welt und alle anderen Monaden. Nicht die stabile Differenz, sondern die ›Faltung‹, die ›Korrespondenz‹ und die ›Ähnlichkeit‹ regelten in der Monadologie die Beziehungen. »Untrennbar und doch unabhängig voneinander oder verschieden – diese vermeintlich paradoxe, komplexe Struktur der Relation« betrachtet Cuntz als deren aktuelle Provokation, über die man sich durch die für Leibniz maßgebliche Überzeugung einer ›Weltharmonie‹ nicht hinwegtäuschen lassen sollte. Die Monadologie könne nämlich einen bedeutenden Beitrag zur Verstärkung von Diversität wie zur Überwindung des Anthropozentrismus leisten. Hierfür sei jedoch der direkte Rückgriff auf Leibniz selbst vonnöten. Moderne Anverwandlungen seiner Philosophie etwa bei Gabriel Tarde oder Gilles Deleuze hätten die originäre Sprengkraft der Monadenlehre mitunter missverstanden, simplifiziert oder entschärft, dies gelte auch und gerade für Tardes Umstellung von der ›Harmonie‹ auf den ›Agon‹.

CARLOS SPOERHASE wendet sich dem Verhältnis von Teil und Ganzheit im Denken der literarischen Form zu. Für die Imagination ganzheitlicher Werke – als Paradebeispiel dient Spoerhase die Shakespeare-Apologie der Romantik – sei nicht allein die

Vollständigkeit der Teile und ihr ausgewogener Bezug zum Ganzen, sondern auch die Beziehung der Teile untereinander zentral. Zwar erfolgten literarische Ganzheitsvisionen immer wieder über Analogien mit dem Menschen, der Architektur oder biologischen Systemen. In der Regel garantiere aber ein »nichtsinnliches Prinzip, das im Innern des Werkes situiert wird«, erst dessen »ganzheitliche Formstiftung«. Anders als es etwa die Prominenz der stabilen Unterscheidung zwischen ›System‹ (als Musterbeispiel geschlossener und einheitlicher Ganzheit) und ›Aggregat‹ (im Sinne einer lockeren Anhäufung) in der Dichtungstheorie um 1800 suggeriere, würden literarische Werke zwangsläufig keineswegs mit »maximalen Einheitlichkeitszuschreibungen« versehen. An Goethes Poetik etwa lasse sich das Bemühen um eine »Gradierung von Ganzheit« ablesen. Ganzheit ist demnach weniger eine den Teilen vorangehende oder übergestülpte Totalität. Vielmehr sind es die unterschiedlichen und vielfältigen Verknüpfungsweisen der Teile, die über Art und Konzeption der Ganzheit literarischer Werke entscheiden.

Solche Impulse greift die Literaturwissenschaft des frühen 20. Jahrhunderts vielfach auf. Ihr gilt das Interesse des Beitrags von EVA AXER. Sie untersucht in erster Linie die Kategorie der ›inneren Form‹, die neben der Literatur- auch die zeitgenössische Sprachwissenschaft beschäftigte. Im Werk Wilhelm Scherers, Reinhold Schwingers und Oskar Walzels werde die ›innere Form‹ emphatisch als eine in sich geschlossene Sinneinheit literarischer Texte konzipiert, die den Blick auf den Aufbau und eine Beziehung der Teile untereinander indes keineswegs ausschließe. Prinzipiell werde die ›innere Form‹ als ein den Teilen vorgängiges Ganzes gedacht, der ein hohes Maß an Dynamik eigne. Die Hoffnung auf eine innere Einheit des Werks erweise sich in der Regel allerdings als so mächtig, dass Wechselbeziehungen zwischen Innen und Außen, materielle Bedingungen oder funktionale Beziehungen der Literatur in dieser wissenschaftlichen Tradition keine systematische Berücksichtigung finden könnten.

SOPHIE-C. HARTISCH untersucht die Funktion der Konstellationsmetapher im Diskurs der geisteswissenschaftlichen Selbstbeschreibungen im frühen 20. Jahrhundert. Die doppelte Grundlagenkrise sowohl der Naturwissenschaften als auch der historisch arbeitenden Geisteswissenschaften bewirken in ihren Augen die Attraktivität eines Denkens in ›Konstellationen‹. Mit der (streng genommen) falschen Suggestion eines sogenannten ›Sternbildes‹ würden abstrakte Strukturen vermeintlich anschaulich und könne Totalität als »Kippfigur zwischen Werden und Darstellung« repräsentiert werden, die die Ganzes-Teil-Problematik neu konfiguriere. Zwar verspreche die ›Konstellation‹, die Geisteswissenschaften mittels einer Anlehnung an die Astronomie gegen die zeitgenössischen Naturwissenschaften zu profilieren. Allerdings ist die für die Konstellation zentrale Kategorie der ›Bedeutsamkeit‹ (der Sterne) keine astronomische, sondern eine astrologische Vorstellung. Die als Pseudowissenschaft verpönte Astrologie wird in den Geisteswissenschaften unter der Hand zum Garanten für die Legitimität und Objektivität historisch ausgerichteter Wissenschaften.

Eine Faszination für das Ganze angesichts seiner vielleicht ersten großen und flächendeckenden Krise im frühen 20. Jahrhundert charakterisiert auch weite Teile der Literatur der Klassischen Moderne. Mit Blick auf Monumentalprojekte wie

Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* oder Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* scheint der Roman ein privilegierter Schauplatz dieses Problems zu sein. Dies dürfte auch darauf zurückzuführen sein, dass der Roman als moderne Form nie eine normpoetische Größe und das Verhältnis seiner Teile zum Ganzen in diesem Sinn nie gebunden war. Während Zahl, Abfolge, Anordnung und Länge von Dramenakten über Jahrhunderte klar reglementiert wurden, gilt das nicht vom Roman. Schon weil er sich um seine Teile nicht groß scheren muss, kann der Roman als ›welthaltigste Gattung‹ gewissermaßen ungeniert aufs Ganze gehen.

Während Proust ein umfassendes Panorama der (höheren) französischen Gesellschaft ausbreitet und sich sein Totalitätsbegehren mittels der Erinnerung und Vergegenwärtigung seiner eigenen Geschichte in erster Linie auf die Integrität eines Autorsubjekts richtet, entwickelt Musil seine literarische Ganzheitsreflexion in enger Auseinandersetzung mit der Wissenschaft seiner Zeit: von der Gestaltpsychologie bis hin zur Thermodynamik, wie INKA MÜLDER-BACH in ihrer Lektüre des *Mann ohne Eigenschaften* zeigt. Musils Text sei einerseits von zahlreichen Dualismen geprägt, andererseits erteile er einem ›klassischen‹ Verständnis von Teil und Ganzheit eine deutliche Absage. Einem Briefpartner beschied Musil 1931 kurz und bündig: »Eine Totalität lässt sich nicht durch noch so viele Einzelheiten darstellen.«

Zentral ist hierbei nicht zuletzt der Begriff der Darstellung. Totalität wird bei Musil in erster Linie zu einem Problem des eigenen literarischen Verfahrens. Mülder-Bach legt dar, dass das Phänomen der Ganzheit unzählige Aspekte seiner Schreibweise tangiert: vom Wortbau über die Syntax und die Metaphorik bis hin zu der für die Darstellungsebene des Romans zentralen Form des ›Gleichnisses‹. Auch die politische Prekarität ›Kakaniens‹ oder das Geschwisterverhältnis seien als Spiegelungen und Ausdruck der Ganzheitsproblematik zu begreifen. Den Umgang mit Figuren der Vielfalt, der Vollständigkeit, der Teilung, der Verdopplung, der Mitte, der Grenze, der Symmetrie oder des Gleichgewichts sieht Mülder-Bach dabei oft in zunächst paradox erscheinende Versuche einmünden, Trennung und Verbindung irgendwie zusammenzuziehen oder gar zu vereinen. Auch die bekannte auf die Geschwister gemünzte Wendung der »Ungetrennten und Nichtvereinten« erschließe sich erst vor diesem Hintergrund. Angesichts des fragmentarischen Charakters des Romans seien alle Musil'schen Antworten auf das Ganzheitsproblem freilich als »tentativ« zu begreifen.

Dabei ist es interessant zu sehen, dass eine Formel wie die der »Ungetrennten und Nichtvereinten« heute in politischen Rekontextualisierungsversuchen insbesondere der Leibnizschen Monadologie beinahe wörtlich wieder auftaucht. In dem Umstand, dass die Relation zwischen Teil und Ganzheit von Leibniz als »untrennbar und doch unabhängig voneinander oder verschieden« imaginiert wird, sieht Michael Cuntz deren aktuelles epistemologisches Potential. Dass derartige Übergänge, ›Faltungen‹ oder auch handfeste Paradoxa die heutige wissenschaftliche Komplexität von Formen des Ganzen wesentlich überzeugender abbilden als herkömmliche Hierarchien zwischen Teil und Ganzem oder die Überzeugung einer Übersummativität, ist evident. Ob sich aus diesem Befund auch Konsequenzen für politische Programmatiken

ergeben könnten, bleibt abzuwarten. Musils Ulrich hatte seine Eigenschaftslosigkeit noch der Einsicht verdankt, dass Eigenschaften, die alle haben, keine »Eigenschaften«, sondern »Allerschaften« seien. Heute sind es unweigerlich die »Allerschaften«, die eine Reimagination des Verhältnisses von Teil und Ganzem nahelegen.